

Heidi Niederkofler / Elke Rajal

Melting Pot Ottakring!?

Distinktionsprozesse und Disziplinierungs- bestrebungen an den Rändern des Urbanen

Ein Projektbericht

Abstract: Melting Pot Ottakring!? Social distinction and disciplinary efforts at the urban margins. A Project report. Processes of social distinction and disciplining efforts on the urban margins can be explored historically in different areas such as housing and social politics, both communal and private. During a two-year research project, scholars based at the *Kreisky-Archive* in Vienna, together with students at a local grammar school (*Gymnasium Maroltingergasse*) have been investigating these phenomena in relation to early twentieth-century Ottakring, a Viennese suburb. The suburbs of the growing metropolis inhabited by the poor were perceived as the ‘other side of civilization’. This view was accompanied by fascination as well as processes of boundary-drawing and stigmatization and the responses led to various interventions into the suburban spaces concerned. In two case-studies the authors analyze such interventions with a focus on the fantasies and fears concerning the suburban ‘other’: The first focuses on the *Ottakringer Notstandsbauten*, a shanty town for poor workers with many children which was built by the municipal government in 1911 as a reaction to the rampant housing shortage and homelessness in the urban region. The second focuses on the welfare organisation *Wiener Settlement*, founded in 1901 by members of the liberal women’s movement. The association’s estate, accessible at the *Sammlung Frauennachlässe, University of Vienna*, was a primary source for examining the *Viennese Settlement*. Concerning the *Notstandsbauten*, interviews with former residents and biographical narratives of former neighbors have been analyzed along with newspaper articles.

Key Words: Vienna, urbanization, suburbia, housing politics, settlement movement, welfare

Heidi Niederkofler, Kreisky-Archiv, Rechte Wienzeile 97, 1050 Wien; heidi.niederkofler@nethack.at

Elke Rajal, Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien, Ferstelgasse 5, 1090 Wien; elke.rajal@univie.ac.at

Einleitung

„Was kennt der Wiener aus den inneren Bezirken von dem großen grauen Arbeiterviertel jenseits des Gürtels?“¹ Diese rhetorische Frage stellt der Schriftsteller und Journalist Fred Heller einleitend in einem Artikel aus dem Jahr 1923 und weist in der Antwort darauf hin, dass zwar die Heurigenschenken Altottakrings der Einen oder dem Anderen bekannt seien, die dortige soziale, von Elend und Armut geprägte Realität den Besucher*innen allerdings fremd sei. Heller thematisiert in seinem Artikel die – auch 30 Jahre nach der Eingemeindung der außerhalb des Linienwalls befindlichen Vororte wie Ottakring nach Wien – nach wie vor bestehende räumliche Trennung der sozialen Schichten im urbanen Raum. Er verweist damit weiters implizit auf die von zahlreichen Journalist*innen, Literat*innen und Sozialreformer*innen geführte Rede² über städtische Armutsviertel als in mehrfacher Hinsicht prekäre Orte: als potentiell gefährliche Gebiete, als Räume, in denen andere, unbekannte Regeln gelten, oder als Bereiche, in denen die Schattenseiten der Metropolenwerdung Wiens besonders deutlich werden.

Das Forschungsprojekt *Melting Pot!? Sozialräumliche Umstrukturierungsprozesse in Ottakring*³ beschäftigte sich – vor dem Hintergrund vielfältiger, als krisenhaft erfahrener Veränderungsprozesse an den Rändern Wiens Anfang des 20. Jahrhunderts, die mit Bevölkerungswachstum, Migration und fortschreitender Industrialisierung an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden – mit zwei Einrichtungen, die auf eine jeweils spezifische Weise in städtischen Armutsvierteln intervenierten: eine Notstandssiedlung und den Sozialverein *Wiener Settlement*. Beide in Ottakring verorteten Institutionen reagierten auf die stattfindenden Umstrukturierungsprozesse: Die Notstandssiedlung stellte eine baulich-räumliche Intervention dar, das Ottakringer *Settlement* durch seine wohltätigen Leistungen gepaart mit Erziehungsabsichten einen sozialen Eingriff. Das Forschungsprojekt untersuchte am Beispiel der genannten Einrichtungen, welche Phantasien und Ängste die Umgestaltung des (vor-)städtischen Raumes evozierte und wie diese in der Geschichte des *Wiener Settlements* und der Notstandssiedlung in Ottakring sichtbar und produktiv wurden.

Die Quellen- und Forschungssituation zu den beiden Einrichtungen ist denkbar unterschiedlich: Während es zum *Wiener Settlement* einen umfangreichen geordneten Nachlass samt einer Monographie gibt, sind zur Notstandssiedlung nur wenige Quellen auffindbar. Das *Settlement* hatte, im Unterschied zur Notstandssiedlung, ein institutionelles Selbstverständnis und legte Wert auf Selbsthistorisierung. Die Gemeinde Wien als Eigentümerin der Notstandssiedlung und die von ihr eingesetzte *Zentralstelle für Wohnungsreform* maßten dieser als provisorisch definierten Lösung hingegen eine geringe Wichtigkeit bei.⁴ Von den Bewohner*innen der Sied-

lung selbst ist nur wenig erhalten: Hier ist wohl die Feststellung: „Armut hinterlässt keine Spuren“,⁵ zutreffend.

Zur Ottakringer Notstandssiedlung existiert bislang nur eine Publikation aus dem Jahr 2012 mit dem Titel *Spurensuche in Ottakring*.⁶ Darin sind Portraits ehemaliger Bewohner*innen der Siedlung versammelt, einen wissenschaftlichen Anspruch erhebt die Veröffentlichung nicht. Im Rahmen der Projektarbeit konzentrierten sich die Archivrecherchen auf das *Wiener Stadt- und Landesarchiv*, das *Bezirksmuseum Ottakring*, die *Wienbibliothek im Rathaus* und die *Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien*. Über Vermittlung der *wohnpartner 14_15_16* konnten zudem mit einigen ehemaligen Bewohner*innen der Siedlung Interviews⁷ geführt werden. Es wurde nach der Methode des problemzentrierten Interviews⁸ vorgegangen: Nach einer ersten, recht offenen Erzählphase und den darauf folgenden Verständnisfragen wurde auf eine bestimmte Zeitphase bzw. eine Fragestellung fokussiert: auf den Lebensabschnitt, den die Interviewpartner*innen in der Notstandssiedlung verbracht hatten und ihre Sicht auf die Siedlung. Ausgewertet wurden die Interviews nach der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse⁹ in Hinblick auf die Erinnerungen an und die Perspektive auf die Notstandssiedlung und deren Bedeutung für die jeweilige Gesamtbiographie.

Für die Beforschung des Sozialvereins *Settlement* standen der Vereinsnachlass in der *Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien* zur Verfügung sowie die von Elisabeth Malleier verfasste Monographie *Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts*.¹⁰ Hinzugezogen wurden weiters die in der *Österreichischen Nationalbibliothek* befindlichen Vereinsstatuten, Jahresberichte wie auch Zeitschriftenbeiträge der Gründerinnen Marie Lang und Else Federn. Zusätzlich wurden im Rahmen des Forschungsprojekts problemzentrierte Interviews mit Nachkommen und Vertrauten von ehemaligen Besucherinnen des *Settlements* geführt, die ebenfalls mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet wurden.

Alle im Rahmen des Forschungsprojekts recherchierten Archivquellen wurden einer Dokumentenanalyse¹¹ unterzogen, Photographien einer Bildanalyse.¹² Die genannten Interviewmethoden, text- sowie bildanalytische Verfahren wurden mit der beteiligten Schulklasse im Rahmen von Projektwerkstätten erarbeitet und geübt. Ein Teil des Materials wurde in der Folge von den Schüler*innen erhoben, die Interpretationen der Schüler*innen waren ein wertvoller Bestandteil der finalen Analyseergebnisse.

Die Vorstadt als das Andere der Zivilisation

Die Großstadt als Konzept und als historische Realität erlebte im 19. Jahrhundert einen Aufschwung.¹³ Im europäischen und nordamerikanischen Raum verzeichneten Städte einen starken Bevölkerungszuzug. Als wichtigste und sich gegenseitig beeinflussende Gründe für das Wachstum der Städte sind ‚Landflucht‘ und Migration zu nennen, weiters die hohe Geburtenrate der städtischen Bevölkerung und die fortschreitende Industrialisierung. In den Industriestädten Großbritanniens, allen voran in London, manifestierte sich die Urbanisierung mit ihren Begleiterscheinungen deutlich früher als am europäischen Festland.

Auf das Wachstum der Stadt Wien reagierte die Stadtplanung mit folgenden Maßnahmen: Erstens wurde das städtische Territorium erweitert, die Eingemeindung der außerhalb des Ringwalls gelegenen Vorstädte zu Wien wurde 1850 beschlossen, die Eingemeindung der außerhalb des Linienwalls, des heutigen Gürtels, gelegenen Vororte im Jahr 1890. Der enorme Wachstumsprozess und die unübersehbaren Verstädterungstendenzen waren zweitens von einer Infrastrukturpolitik begleitet, die vor allem im Bereich der Hygiene, der Verkehrsinfrastruktur und der Energieversorgung ansetzte. Drittens wuchs der Wohnungsbestand, neben den Prunkbauten an der Ringstraße entstanden in der Gegend des Wiener Gürtels spekulativ parzellerte und eng verbaute Rasterviertel.¹⁴

Die sich entwickelnde Stadtgestalt – Erich Bodzenta spricht von einer Dreiteilung Wiens in Stadt, Vorstadt und Vororte, Wolfgang Maderthaner und Lutz Musner bezeichnen die räumliche Differenzierung in Wien zwischen City, inneren und äußeren Vorstädten als „doppelte Faltung“¹⁵ – stellt eine Verknüpfung der materiellen mit der sozialen Ebene dar. Festzustellen ist, dass die sich in Wien um 1900 entwickelnde Differenzierung und Hierarchisierung des sozialen Stadtraumes in dieser Klarheit weder in London noch in Paris anzutreffen war: Während in der Innenstadt der Adel, der Klerus und das aufsteigende Bürgertum dominierte, veränderten sich die innerhalb des Gürtels gelegenen Gewerbevorstädte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend zu Wohnvierteln des Mittelstands. Am Rande dieser Viertel und in den angrenzenden günstigeren Vororten, bis 1892 niederösterreichische Ortsgemeinden, siedelte sich die frühindustrielle Unterschicht an.¹⁶

Die räumliche Trennung hatte zur Folge, dass die verschiedenen sozialen Schichten kaum Berührungspunkte miteinander hatten und sich zunehmend als einander fremd und different begriffen. In der Erfahrungswelt der Mittel- und Oberschicht wurden die realen proletarisch geprägten Viertel durch Phantasien ersetzt. Auf diese Weise entstand das Bild der Vorstadt als fremder, unzivilisierter und düsterer Raum. Der Literat Alfred Polgar beschreibt die Gliederung des städtischen Raumes aus der Perspektive der Mittel- und Oberschicht mit folgendem Bild:

„Im Mittelteil der Stadt, vom Polygon der Ringstraße begrenzt, lebt das Wien, das lebt; das saftige Wien, die Stadt, deren Name, richtig ausgesprochen, wie geschmunzelt klingen muß. Rundherum, ‚grau und grämlich‘, lebt das Wien, das vegetiert, das vertrocknete Wien, die Stadt, deren Namen mit dem Tonfall gesprochen werden muß, mit dem ihn der Schaffner einer Danteschen Unterwelt-Vicinalbahn als Station ausriefe.“¹⁷

In dieser Textpassage setzt Polgar das Leben versprühende, städtische Zentrum dem toten, dahinvegetierenden Wien der Peripherie entgegen und rückt Letzteres damit in die Nähe des Kriminellen und Asozialen. Der unbekannt, teils auch gefürchtete Raum der proletarisch geprägten Stadtteile erregte das Interesse verschiedener Bevölkerungsgruppen. Durch die räumliche Distanz der Schichten gewannen Reportagen und Berichte über die Vorstadt an Bedeutung, lieferten sie doch Einblicke in einen Raum, der für die Mittel- und Oberschicht zunehmend weniger erfahrbar wurde. Die Autor*innen der zahlreichen Darstellungen thematisierten bei den räumlichen Erkundungen wiederholt sinnliche Wahrnehmungen: Geruch, Farbe und Geräusche wurden gezielt zur polarisierenden Charakterisierung eingesetzt. Die Journalistin Else Spiller etwa wählt für Armenviertel die Wortschöpfung „Schlammviertel“ und stellt damit das Bild eines grau-braunen, instabilen und dunklen Ortes her, dem Schmutz und Gestank entweichen. Als Gegenbild konstruiert Spiller die Vorstellung des festen und sicheren Bodens des bürgerlichen Lebens, verbunden mit der Strahlkraft der Aufklärung und Zivilisation.¹⁸

In Reportagen über die städtischen Armutsviertel wurde zudem oft eine Verbindung von Topographie, äußerer Erscheinung der Bewohner*innen und Moral hergestellt.¹⁹ In einem Bericht des Journalisten Bruno Frei über den zweiten Wiener Bezirk aus dem Jahr 1920 geht die Beschreibung der Gegend direkt in jene der Bewohner*innen über: „Die Häuser sind dicht wie Ameisenhaufen von krabbelndem Menschengewürm bewohnt. Alles ist so häßlich, daß man sich zwingen muß, hinzuschauen“.²⁰ Eine deutliche Parallelisierung von Topographie und Bewohner*innen ist beim Schriftsteller und Journalisten Jack London zu finden, der über das Londoner East End schreibt: „Hier lebt eine Bevölkerung, die ebenso trostlos und phantasiarm ist wie die langen grauen Meilen schmutzigbrauner Ziegelbauten.“²¹ Ein beliebter Topos in diesen Reportagen war auch die Inszenierung der an den sozialen Rändern der Stadt lebenden Menschen als unzivilisiert. Jack London findet dafür in seiner Undercover-Reportage über die Londoner Slums folgende Worte:

„Sie [die Bewohner*innen] besitzen weder Gewissen noch sittliches Gefühl, und sie töten ohne Furcht oder Gnade wegen eines halben Sovereigns, sobald ihnen auch nur die geringste Möglichkeit auf Erfolg gegeben ist. Sie sind eine

neue Gattung, ein Gezücht der Großstadtwilden. Die Straßen und Häuser, Gassen und Höfe sind ihre Jagdgründe. Was Tal und Berg für den eingeborenen Wilden, sind für sie Straße und Haus. Die Slums sind ihr Dschungel, und im Dschungel leben sie und ziehen sie auf Beute aus.“²²

Die Armenviertel werden als Wildnis beschrieben, als Räume, in denen andere Gesetze gelten. Die unbekanntes Viertel wurden erforscht wie ein neuer Kontinent, anscheinend unbekanntes Flecken und neue Bewohner*innen ‚wollten‘ erkundet werden. Die Frauenrechtlerin Adele Schreiber berichtete etwa, dass London in den 1870er und 1880er Jahren von einem regelrechten „Slumfieber“ ergriffen worden sei, das sich in einem „plötzliche[n], fieberhafte[n] Interesse der Gebildeten“ äußerte und einen „wahren Sturm auf den ‚dunklen Stadtteil‘“ mit sich brachte: „Elegante Herren, vornehme Damen durchstöberten die Winkel des Elends, sie staunten, entsetzten sich, gaben mit vollen Händen, ohne Kritik, ohne Ziel, oft mehr Schaden als Nutzen anrichtend.“²³ Elendsviertel, Slums waren zum Faszinosum der Großstadt geworden, zur geheimnisvollen terra incognita der Metropole. Geführte Touren in diese Viertel entwickelten sich zur Modeerscheinung. Dieses beliebte Abenteuer wurde „slumming“ genannt: Die sozialen und räumlichen Grenzen wurden dabei von den Besucher*innen für kurze Zeit überschritten.²⁴

Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, dass der Begründer der *Heilsarmee* in England, William Booths, für die von Fabriken, Massenquartieren und Armut geprägten Viertel die Metapher „darkest England“ in Anlehnung an „darkest Africa“ schuf.²⁵ Die Touren in die unbekanntes Gebiete der Großstädte folgten ideologisch wie methodisch jenen Strategien der Aneignung, die die europäischen Großmächte in Afrika, Amerika oder Asien verfolgten. Die Reportagen und literarischen Darstellungen lehnten sich an das Vokabular der Expeditionsberichte an, wobei es nicht um unbekanntes Wälder und Täler in zu entdeckenden Ländern ging, sondern um den undurchdringlichen ‚Großstadtdschungel‘. Nicht zufällig wird damit eine Nähe von sogenannter äußerer und innerer Mission bzw. Kolonialisierung behauptet, bei welcher es darum ging, bestimmte Werte und Lebensformen zu vermitteln und einzuführen.²⁶

Die Armenviertel in der Vorstadt evozierten auf vielfältige Art und Weise das Bild eines Raumes voller Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, der die Gefahr des sozialen Aufstandes barg und der von einer Zivilisierung und Domestizierung durch das Zentrum nur profitieren könne.²⁷ Vor allem vom Bildungsbürgertum getragene sozialreformerische Bewegungen, wie die *Heilsarmee* oder auch die *Settlements*-Bewegung, entstanden mit dem erklärten Ziel, in diese Viertel und damit auch in die Lebensweisen der Bewohner*innen zu intervenieren.

Interventionen in den vorstädtischen Raum

Nach den großen infrastrukturellen Vorhaben der Gründerzeit, die zur Verbesserung der Produktionsbedingungen geführt hatten, war es im zunehmenden Maße notwendig geworden, die allgemeinen Reproduktionsbedingungen der dort lebenden Menschen zu verbessern.²⁸ Die sozialen Folgekosten des durch die Metropolenwerdung und die Industrialisierung angestoßenen sozialökonomischen Wandels waren nicht zu übersehen. Um die gesellschaftliche Kohärenz nicht zu gefährden und damit den wirtschaftlichen Standort Wien, war es für die wachsende Stadt notwendig geworden, armenpolitisch aktiver zu werden. In dieser Umbruchsituation kam es zu neuen Interventionen, zwei davon wurden im vorliegenden Projekt untersucht: Das *Wiener Settlement* und die Ottakringer Notstandssiedlung führten Versorgungsleistungen im Fürsorgebereich und in der Wohnpolitik ein, die das Potential hatten, weit über die konkrete Problemsituation hinaus zu wirken.

Am knappen Wohnraum manifestierten sich die sozialen Folgekosten des Urbanisierungsprozesses deutlich. Die *Wohnungsfrage* wurde auf verschiedenen Ebenen zu einem wichtigen sozialen Thema, Wohnungsmangel, überbelegte Wohnungen, Delogierungen und die auch öffentlich thematisierte Obdachlosigkeit waren Symptome davon. Auf einer strukturellen Ebene ist festzustellen, dass der Prozess von Verstädterung und Industrialisierung auch die Funktion der Städte veränderte: Die Trennung von Wohnraum und Arbeitsplatz bewirkte zum einen eine Trennung von Wohn- und Arbeitsgebieten. Zum anderen waren die in die Städte strömenden Arbeitskräfte mit einer ungewohnten Umwelt konfrontiert, die für viele gewohnten ländlichen Lebens- und Arbeitsverhältnisse funktionierten in der Stadt nicht. Das neu entstandene Proletariat musste sozusagen lernen, als Industriearbeiter*in und Städter*in zu leben. Dieser Prozess der Umwälzung der Lebensumstände und Lebensweisen im Zuge der industriellen Verstädterung bot einerseits Anlass zur Hoffnung auf den „neuen Menschen“ wie auch andererseits zur Besorgnis wegen dem „Verfall der Sitten“.²⁹

Der knappe Wohnraum führte zu unterschiedlichen Entwicklungen: Um die hohen Mieten zahlen zu können, wurde auf individueller Ebene die Belagsdichte in den Wohnungen erhöht, indem beispielsweise Schlafstellen vermietet wurden. Auf Ebene der Stadtplanung wurde versucht, den vorhandenen Platz effizient zu nutzen, was zur oben genannten Rasterbebauung und Verdichtung führte. Auch von herrschaftlicher Seite wurde auf die Wohnungsnot reagiert: Im Vorfeld des 50. Regierungsjubiläums des Kaisers wurde 1895 die „Kaiser Franz Josef I. Jubiläums-Stiftung für Volkswohnungen und Wohlfahrtseinrichtungen“ geschaffen,³⁰ die verschiedene „Musterhäuser mit Arbeiterwohnungen“ finanzierte. Die sogenannten *Stiftungsbauten* sollten Arbeiter*innen erstmals Wohnqualität auf dem Niveau des

klassisch bürgerlichen Mietwohnens³¹ bieten, damit war aber auch das Ziel verbunden, die sittliche und hygienische Praxis der Arbeiter*innenfamilien zu verändern. Aufgrund des relativ hohen Mietzinses und dem Verbot von Untermieter*innen und Bettgeher*innen trugen die *Stiftungsbauten* jedoch wenig zur Verbesserung der Lebenssituation der Unterschichten bei, beförderten aber eine Fragmentierung der Arbeiter*innenschicht im Wohnbereich: Während sich in privaten Zinshäusern qualifizierte Facharbeiter*innen und minderqualifizierte Massenarbeiter*innen beispielsweise auf Ebene des Untermieter*innen- und Bettgeher*innenwesens mischten, waren sie nun getrennt.³² Zusätzlich zu den im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Wien erbauten Stiftungshäusern und den vielen privat errichteten, hohe Rendite abwerfenden Zinshäusern entstanden vor allem nach dem Ersten Weltkrieg eine Vielzahl provisorischer Quartiere. Häuser wie auch die benötigte Infrastruktur wurden durch die betroffene Bevölkerung initiiert und erbaut, die basisorientierten Siedlungsbestrebungen wurden vielfach genossenschaftlich und gemeinnützig organisiert.³³

Die öffentliche Hand verhielt sich bis zum Ersten Weltkrieg in Fragen der Wohnpolitik zurückhaltend: Weder beim Mietrecht noch im Wohnbausektor sind ernsthafte Reformbestrebungen bzw. kommunale Interventionsversuche festzustellen. Die bestehende Wohnungsfürsorge beschränkte sich auf eine Obdachlosen- und Asylfürsorge: Die Gemeindeverwaltung war für die Finanzierung des städtischen Asyl- und Werkhauses zuständig und begnügte sich darüber hinaus mit der Subventionierung von Quartieren, die von der Privatwohlthätigkeit betrieben wurden.³⁴

Die im Zuge des Urbanisierungsprozesses wachsende materielle und soziale Not stellte auch die Wohlfahrtspolitik vor neue Herausforderungen. Für erwerbslose und bedürftige Personen war das Armenwesen der Gemeinde zuständig. Die gesetzlichen Grundlagen dafür bildeten das Reichsgemeindegesezt von 1862 und das Reichsheimatgesezt von 1863: Festgelegt war darin, dass die jeweilige Heimatgemeinde für Bedürftige zuständig war, die Unterstützungsleistungen wurden jedoch nicht konkretisiert. Für Wien ist prinzipiell festzuhalten, dass die kommunale Armenfürsorge in der liberalen Ära sowohl materielle wie anstaltliche Unterstützungs- und Versorgungsmaßnahmen für anspruchsberechtigte Personen vorsah.³⁵ Neben Versorgungsleistungen waren auch Ausgrenzungsstrategien, wie die oft drastische Vorgangsweise der Armenpolizei und die Unterdrückung der öffentlichen Erscheinung von Armut, Teil der öffentlichen Praxis.

Eine zentrale Voraussetzung für Unterstützungsleistungen stellte die Heimatberechtigung dar. Die Heimatgeseztgebung war sehr restriktiv angelegt: In Wien richtete sich diese nach jener der Eltern, bei verheirateten Frauen nach jener des Ehemannes. Das bedeutete, dass zugewanderte Personen laut Geseztgebung kaum Chancen auf Erwerb der Heimatberechtigung hatten. In zunehmendem Maße

waren davon große Teile der Bevölkerung betroffen: So waren etwa in Wien im Jahr 1900 62 Prozent der Zivilbevölkerung nicht heimatberechtigt.³⁶ Vor diesem Hintergrund wurde 1896 eine Gesetzesnovelle beschlossen, die schließlich 1901 in Kraft trat. Laut dieser war es möglich, das Heimatrecht nach einem ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalt an einem Ort zu erlangen.

Um 1900 ist für die Stadt Wien ein Um- und Ausbau kommunaler Wohlfahrts politik festzustellen. Der christlichsoziale Bürgermeister Karl Lueger formulierte in seiner Antrittsrede die künftige Ausrichtung der Fürsorgepolitik: Einerseits sollten die „wahrhaft Armen“ gut versorgt werden, andererseits „arbeitsfähige Bettler“ wieder in das Lohnarbeitssystem integriert werden.³⁷ Lueger griff mit der Differenzierung zwischen „unwürdigen“ und „würdigen Armen“ Ansätze einer rationalen und kontrollierenden Fürsorge auf, wie sie etwa in London in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurden.³⁸ Neben den deutlichen Ausgrenzungsstrategien bedeutete die angekündigte Effizienzsteigerung auch einen selektiven Ausbau von Versorgungsleistungen und einen Umbau zu aktiver wohlfahrtspolitischer Reform: Etwa im Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge wurde auf präventive, familienorientierte Fürsorge gesetzt, daneben gab es ein weit verzweigtes städtisches Verwaltungssystem für Kinder, die der familiären Fürsorge vorübergehend oder dauerhaft entbehrten. Einrichtungen wie das *Niederösterreichische Landeszentral-Kinderheim* und das *Städtische Asyl für verlassene Kinder*, die spätere *Kinderübernahmestelle*, fungierten als zentrale Stellen der städtischen Kinder- und Jugendfürsorge.³⁹

Nicht heimatberechtigte bedürftige Bewohner*innen der Stadt waren auf private Wohlfahrtsvereine angewiesen. Private Wohltätigkeit wurde vor allem von bürgerlichen und religiösen Vereinen geleistet. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden für Ottakring 32 private Wohltätigkeitsvereine gezählt, die meisten davon waren im Bereich der Kinderfürsorge tätig.⁴⁰

Notstandssiedlung

Die „Notstandsbauten“ in Ottakring, so der offizielle Terminus, waren neben den Stiftungsbauten einer der wenigen Fälle, wo die Stadt Wien bereits zu Zeiten der Monarchie – lange vor der Wohnbautätigkeit des „Roten Wien“ – auf den Wohnungsnotstand der Ärmsten reagierte. Es kann davon ausgegangen werden, dass dabei neben mildtätigen Motiven auch die Angst vor neuerlichen sozialen Unruhen eine Rolle gespielt hat. Erst im September 1911 hatte, schwerpunktmäßig in Ottakring, eine Teuerungsrevolte stattgefunden. Und schon zuvor hatte es bereits ‚Mieterkrawalle‘ gegeben.⁴¹ Bei der Gemeinderatssitzung vom 17. Oktober 1911⁴² bean-

tragte der Vize-Bürgermeister Hoß „in Würdigung des außerordentlichen Notstandes, jedoch ohne Anerkennung der rechtlichen Verpflichtung zur Unterbringung wohnungsloser Familien“, die „Errichtung von Notstandsbauten“. Bei der Sitzung wurde ein Übereinkommen „zwischen der Gemeinde, der Zentralstelle für Wohnungsreform in Wien und der k. k. priv. allg. österr. Bodenkreditanstalt“ beschlossen. Neben den Bauten in Ottakring wurde auch die Errichtung von Baracken in Favoriten an der Gudrunstraße festgelegt. Auf diesem Wege sollten „250 Notstandswohnungen [...] von denen jede wenigstens aus Zimmer und Küche mit einer bewohnbaren Fläche dieser beiden Räume von mindestens 25,8 m²“ bestehen sollte, gebaut werden. Ferner sollte jede Wohnung „eine Holzlage oder eine Bodenabteilung“ bekommen, „je zwei Wohnungen mindestens einen Abort“ und „je acht Wohnungen [...] eine Waschküche.“ Ungefähr 100 der geplanten 250 Wohnungen sollten in Ottakring errichtet werden. Auch der Mietzins wurde geregelt: Dieser durfte „den Betrag von 26 K pro Monat nicht übersteigen“. Die Zentralstelle für Wohnungsreform wurde angehalten, bis spätestens Weihnachten 1911 125 Wohnungen und bis spätestens März 1912 die restlichen 125 Wohnungen fertigzustellen. Die Gemeinde Wien verpflichtete sich, rechtzeitig Kanal-, Gas- und Wasserleitungen einzurichten. Sowohl die Siedlung in Ottakring als auch die Siedlung in Favoriten wurden für den Zeitraum von 17 Jahren gewidmet; 1928 sollten sie wieder abgerissen werden.

Entsprechend diesem Beschluss entstanden gegen Jahresende 1911 im Ottakringer Areal zwischen Gablenzgasse, Zagorskigasse, Herbststraße und Pfenninggeldgasse acht einstöckige Bauten mit insgesamt 128 Wohnungen, die von Wohnungslosigkeit bedrohten kinderreichen Familien zur Verfügung gestellt werden sollten. Ende 1912 lebten bereits 1.138 Kinder und 531 Erwachsene in den Notstandsbauten, die für die damalige Zeit relativ gute Wohnbedingungen boten.⁴³ Entgegen der ursprünglichen Widmung bis 1928 blieben die Bauten letztlich bis 1952 in Benutzung.⁴⁴ Mit den Jahren verschlechterte sich die Wohnqualität, vor allem im Vergleich mit den ab den 1920er Jahren rundherum entstehenden, weit besser ausgestatteten Gemeindebauten. Die Bewohner*innen der Notstandsbauten waren in Bezug auf die Wohnqualität demnach mit zunehmendem zeitlichem Abstand zur Errichtung am unteren Ende der sozialen Skala angesiedelt.

Im Fokus der im Projekt *Melting Pot!?* durchgeführten Forschung zu den Ottakringer Notstandsbauten stand die Analyse der verschiedenen Blickwinkel, aus denen heraus die Siedlung von den Zeitgenoss*innen betrachtet wurde. Damit verbunden war das Ziel, die soziale Differenzierung innerhalb des vorstädtischen Raums und die damit verbundenen Abgrenzungsprozesse, Phantasien und Ängste anhand eines Fallbeispiels deutlich zu machen.

Aus einer Innenperspektive wird das Leben in der Notstandssiedlung als ärmlich, aber fröhlich und solidarisch beschrieben. Die im Buch *Spurensuche in Otta-*

kring festgehaltenen Erinnerungen und die Erzählungen der im Rahmen des Projekts interviewten ehemaligen Bewohner*innen, Gertrude Stika, Paul Vodicka und Josef Pöcher, handeln von den gemeinsam genutzten Freiflächen und Freiräumen in und um die Siedlung, vom gemeinsamen Spiel der Kinder, vom Kartenspielen mit Nachbar*innen, von der Verhinderung von Delogierungen und gegenseitiger finanzieller Hilfe.⁴⁵ Besonders heben die ehemaligen Bewohner*innen der Notstandsbauten in ihren Erinnerungen die Solidarstrukturen⁴⁶ der Siedlung hervor. So beschreibt etwa ein ehemaliger Bewohner: „Im Negerdörfel hat es eine einmalige Solidarität gegeben. Die Menschen hatten ein Gemeinschaftsgefühl, das man nirgendwo anders gefunden hat.“⁴⁷ Hervorgehoben werden die wechselseitige Unterstützung, Freundschaften, Freiräume und Lebensfreude trotz der widrigen Umstände.⁴⁸ Eine Zeitzeugin erzählt vom gemeinsamen Feiern:

„Es waren arme Häuser, Klo und Wasser am Gang, kein Licht. Negerdörfel, Glasscherbenvilla, lauter solche Sachen haben sie gesagt [...]. Gesoffen haben viele, das waren Familienangelegenheiten, und dann ist immer eine Musik gekommen in den Hof, und die Leute haben getanzt. Jeden Sonntag sind die Musikanten gekommen und haben lange gespielt.“⁴⁹

In der Beschreibung dieser Bewohnerin werden nicht nur Armut, Trunksucht⁵⁰ und Gemeinschaftlichkeit erwähnt, sondern auch die abwertenden Bezeichnungen für die Siedlung, zu deren gängigsten der Rufname „Negerdörfel“ gehörte. Zur Begriffswahl „Negerdörfel“ kursieren zwei unterschiedliche Erzählungen, die von den Zeitzeug*innen erwähnt werden. Ein ehemaliger Anwohner fasst diese folgendermaßen zusammen:

„Ob die Bezeichnung ‚Negerdörfel‘ sich davon ableitete, daß alle diese Menschen so arm, also wie der Volksmund sagt: ‚neger‘ waren, oder weil sie, bedingt durch ihre Arbeitslosigkeit und den beengten Wohnverhältnissen, sich so viel im Freien aufhielten und deshalb ‚wie die Neger gebräunt waren‘, läßt sich nicht mehr feststellen – eigentlich stimmte beides.“⁵¹

Die Bezeichnung übernahmen auch viele Bewohner*innen der Siedlung. Mittels verschiedener Strategien grenzten sie sich von der im Namen deutlich werdenden Abwertung ab. Sichtbar werden vor allem zwei Ansätze: erstens, die Betonung des Gemeinschaftsgefühls, um der Siedlung eine positive Bedeutung zu verleihen; zweitens, die häufige Hervorhebung von Ordnung und Sauberkeit in den Wohnungen. Dies kann als präventive Rechtfertigung gegenüber sozialer Verachtung und als Ausdruck des Stolzes gedeutet werden, dass es den Eltern möglich war, die Familie vor dem immer drohenden sozialen Abgleiten zu bewahren.⁵²

Wie in der Bezeichnung der Siedlung bereits deutlich wird, stieß die Armut der Bewohner*innen der Notstandssiedlung bei der umliegenden Bevölkerung nicht immer oder nur bedingt auf Mitgefühl. Die Siedlung und auch die dort wohnhaften Menschen hatten einen schlechten Ruf: Die Bewohner*innen wurden vielfach mit kriminellen Handlungen, „Unsittlichkeit“ oder Disziplinlosigkeit bzw. Faulheit in Verbindung gebracht. So schreibt etwa ein Anwohner: „Die allgemein als ‚Negerdörfel‘ bezeichnete Barackensiedlung sollte binnen kurzem zum Inbegriff von sozialem Elend, von Verwahrlosung, Entsittlichung, (Klein-)Kriminalität werden [...]“⁵³

Das Gebiet der Notstandsbauten wurde so zu einem Unort, einem Angstort, um den ein Bogen gemacht werden sollte. Eine Zeitzeugin beschrieb dies in ihrem kindlichen Tagebuch folgendermaßen:

„In Wien gibt es ja auch Bezirke in denen ich nicht wohnen möchte. Da sind die Häuser so grau und hoch und schauen so unfreundlich aus, dass man sich direkt fürchtet. Oder gar das Negerdörfel auf der Schmelz. Das ist gar nicht weit von uns. Da getraue ich mich nicht einmal vorbei gehen, weil dort so komische Leute wohnen. Obwohl die Tante sagt, dass die nur einfach zu arm sind und sich keine normale Wohnung leisten können, also wohnen sie in Baracken.“⁵⁴

In den Beschreibungen der Siedlung wird deutlich, dass diese berüchtigt und gefürchtet war; die Armut und die damit einhergehenden Wohnverhältnisse wurden als „komisch“, angsteinflößend, aber auch faszinierend wahrgenommen. Ein weiterer Zeitzeuge beschreibt seinen ersten Besuch bei einem in der Notstandssiedlung wohnenden Schulfreund:

„So etwas hatte ich in meinem jungen Leben noch nie gesehen! Heute würde ich das als eine Streusiedlung auf engstem Raum bezeichnen, jedoch bestehend aus einer Reihe von alten Holzbaracken mit kleinen Fenstern. Und was solls, ich konnte mir irgendwie nicht helfen, das ganze Ensemble passte nicht in diese Gegend, das von den Gärten der nahen Schmelz und der Vorortelinie eingegrenzt war. Es war wie ein häßlicher schwarzer Tintenfleck im Schönschreibheft! Je näher ich kam, umso häßlicher wurde mir der Anblick. Wer das echte Soho in London nicht kennt, würde das hier als Soho Wiens bezeichnen!“⁵⁵

Was führte zur Stigmatisierung der Siedlung und ihrer Bewohner*innen? Ebenso wie die Vorstadt als Ort potentieller Revolten, als Ort der Krankheit und der Kriminalität sowie als Ort ethnisch-kultureller Unordnung und Durchmischung charakterisiert wurde⁵⁶, fanden auch innerhalb dieses Raumes noch einmal Differenzierungs- bzw. Abgrenzungsprozesse⁵⁷ statt. Die Anwohner*innen der Siedlung

wohnten in den meisten Fällen in Zinshäusern, Stiftungsbauten und – ab der Ersten Republik – in den Gemeindebauten des Roten Wiens. Insbesondere die letzten beiden Bautypen hatten, im Vergleich zu den Notstandsbauten, einen gehobenen Wohnstandard. Die Bauweise der umliegenden Bauten war zudem auf Dauerhaftigkeit und nicht als Provisorium angelegt. Die Notstandssiedlung wurde für die geringfügig besser gestellten Anwohner*innen zur Projektionsfläche: Die auch sie – als Arbeiter*innen und Vorstadtbewohner*innen – treffenden Vorwürfe der Kriminalität, „Unsittlichkeit“ oder Disziplinlosigkeit konnten sie damit auf die Siedlungsbewohner*innen übertragen.

Ein weiterer Aspekt in vielen Schilderungen der Ottakringer Notstandsbauten und ihrer Bewohner*innen aus der Sicht von Anwohner*innen ist die Ethnisierung von Armut. Der Begriff der „Ethnisierung“ zielt auf den ideologischen und konstruierenden Charakter bestimmter marginalisierender/diskriminierender Diskurse. Ethnisierung lenkt so den Blick weg von Essentialisierungen und meint die Transformation „zunächst konstitutiv belanglose[r] Momente [...] in konstitutiv relevante Eigenschaften“ mit dem Ziel der Erzeugung einer „gesonderte[n] sozialen Gruppe“ mit weniger Rechten und Ressourcen.⁵⁸ Der oben bereits zitierte Zeitzeuge, der seinen Schulfreund in der Siedlung besuchte, fährt etwa mit seinen Beobachtungen fort und meint, dass sein Freund

„sich hier eigentlich sehr unglücklich unter den vielen Zigeunern [fühlte], die hier in den Baracken wohnten und deren Kinder ihn wegen seiner helleren Hautfarbe meiden würden. Trotzdem war er froh, hier mit seiner Familie einen Unterschlupf gefunden zu haben. Spätestens jetzt fiel mir auf, daß seine Sprache ein bißchen eingefärbt war.“⁵⁹

Der Zeitzeuge nimmt damit in seinem Text eine Ethnisierung der Siedlungsbewohner*innen auf mehreren Ebenen vor: Zunächst glaubt er in den verarmten Menschen „Zigeuner“ erkennen zu können.⁶⁰ In einem ersten Schritt werden also die Angehörigen einer sozial schwächeren Gruppe in ‚Fremde‘ verwandelt. In einem zweiten Schritt bezichtigt er, seinen Freund wiedergebend, die Bewohner*innen böartigen Verhaltens, und zwar der Diskriminierung seines als hellhäutiger wahrgenommenen Schulfreundes. Die ‚fremd‘ Gemachten werden also mit bestimmten (negativen) Eigenschaften und Verhaltensweisen ausgestattet, die Ablehnung der Minderheit durch die Mehrheit wird damit projektiv in die Ablehnung der Mehrheit durch die Minderheit verwandelt. Und drittens stellt er bei seinem Freund in diesem Moment eine sprachliche Färbung fest, die ihm offenbar zuvor nicht aufgefallen war. Durch das Leben unter ‚Fremden‘ wird ihm der bislang vertraute Freund also ‚fremd‘ – festgemacht, wie sooft auch in diesem Fall, an der Sprache. Mit dem „Wechseln zwischen einer ethnischen oder auf andere Art essentialistischen Defini-

tion und einer sozialen Definition von ‚Zigeuner‘⁶¹ wird zudem einer der Grundmechanismen des Antiziganismus deutlich. Der Zeitzeuge versteht die von ihm beobachteten sozialen Verhältnisse mit einer ethnisierenden Erklärung, indem er gebräunte Haut, Armut und instabile Wohnverhältnisse als etwas ‚Zigeunerisches‘ einstuft. Seinen Freund, den er bis dahin nicht anders als sich selbst wahrgenommen hat, macht er zwar nicht zum ‚Zigeuner‘, dennoch wird er ihm durch seinen plötzlich bemerkten Akzent fremd. Tatsächlich hat es sich wohl um einen tschechischen Akzent gehandelt, da in der Siedlung, wie auch im Rest von Ottakring, viele aus Böhmen und Mähren stammende Menschen wohnten.⁶² Die Notstandssiedlung in Ottakring war nicht die einzige Armen-Siedlung, die einen ethnisierenden oder exotisierenden Rufnamen erhielt: So gab es etwa in Bremen eine ähnliche Siedlung, die „Klein-Mexiko“ genannt wurde.⁶³

Die eingangs anhand der Stiftungsbauten beschriebene Fragmentierung der Arbeiter*innenschaft im Bereich des Wohnens⁶⁴ beförderte Prozesse der Distanzierung und Ethnisierung, die in den Außenperspektiven auf die Notstandsbauten eine wichtige Rolle einnehmen. Besser situierte, stabil(er) beschäftigte und besser wohnende Arbeiter*innen in der Umgebung grenzten sich von den häufig weniger gut ausgebildeten, oft arbeitslosen oder sonst glücklosen Arbeiter*innen ab und unterstellten ihnen Faulheit, mangelnde Selbstdisziplin, einen Hang zu Kriminalität oder schlichtweg ungeordnete Verhältnisse. Sozio-ökonomische Kategorien verschmelzen dabei mit anthropologisch-moralischen.⁶⁵ Den Ärmsten wurde damit selbst die Schuld für ihre miserable Lebenssituation gegeben. Gleichzeitig konnten die Bessergestellten damit auch ihre eigenen Abstiegsängste bekämpfen.

Einen schlechten Ruf hatte die Siedlung nicht nur bei den Anwohner*innen, sondern auch bei den Mitarbeiter*innen der Kinder- und Jugendfürsorge. Da viele besonders kinderreiche, arme Familien in den Notstandsbauten wohnten und die Wohnungen entsprechend überbelegt waren, kamen viele Bewohner*innen mit den rund um den Ersten Weltkrieg neu entstehenden Jugendämtern in Kontakt.⁶⁶ Rosa Dworschak⁶⁷, die von 1928 bis in den Zweiten Weltkrieg hinein die für die Siedlung zuständige Fürsorgerin, erzählt etwa, dass ihr der Sprengel, zu dem die Notstandsbauten gehörten, strafweise zugeteilt wurde, da sie zu spät zur Arbeit gekommen war. Alle anderen Fürsorgerinnen hatten den Sprengel ihrer Aussage nach abgelehnt.⁶⁸

Die Stigmatisierung der Siedlung und ihrer Bewohner*innen hielt sich bis weit nach dem Abriss der Bauten. Interessant ist in diesem Kontext die mediale Berichterstattung Anfang, Mitte der 1950er Jahre, als an der Stelle der Baracken ein großer Gemeindebau, der Franz Novy-Hof, errichtet wurde.⁶⁹ Die Notstandssiedlung wurde in verschiedenen Zeitungen, besonders häufig in den offiziellen städtischen Organen, zur kaiserlichen, christlich-sozialen Antithese zur sozialdemokratischen

Wohnpolitik stilisiert. Die Baracken seien „beschämende Zeugen einer längst verflossenen christlichen Wohnbaupolitik“⁷⁰ gewesen, an der Stelle des „berüchtigten Negerdörfels“ werde sich bald „ein neuer Gemeindebau mit lichten, modernen Wohnungen erheben“⁷¹. Bis Ende der 1960er Jahre finden sich Zeitungsartikel, die diese Gegenüberstellung von berüchtigten, düsteren Baracken versus freundlichen und hellen Gemeindebauten bedienen, so etwa in einem Bericht aus dem Jahr 1967: „Die Geschichte dieses kleinen Viertels – verrufen und vielfach gemieden, weil die üble Nachrede das Negerdörfel stets mit dem Gegenteil einer Gloriole umgab –, ist nicht lang und auch nicht rühmlich.“⁷² Der Artikel schließt mit einer stilistischen Anlehnung an Märchen: „Es gibt häßliche Märchen, die dennoch gut ausgehen. In diesem Falle müßte es heißen: ‚Es war einmal ein recht grausliches Negerdörfel. Hätten ihm die Riesen und Zwerge und die guten Feen von der Gemeindeverwaltung nicht den Garaus gemacht, es stünde heute noch!‘“⁷³ Da die Wohnungen in der Notstandssiedlung in den Erzählungen der Bewohner*innen als überaus hell beschrieben werden und auch die Pläne zur Siedlung⁷⁴ eine gute Belichtung deutlich machen, kann davon ausgegangen werden, dass der Hell-dunkel-Kontrast weniger das Ausmaß der Lichtdurchflutung der jeweiligen Wohnformen beschreibt. Er stellte vielmehr wiederholt – ähnlich wie die Bezeichnung ‚Negerdörfel‘ – eine Stigmatisierung von Armut und von ärmlichen Wohnverhältnissen mithilfe von Farbsymboliken her. Wiederum diente die Siedlung als Projektionsfläche, stellvertretend für die mit der Vorstadt verbundenen Bilder.

Wiener Settlement – bürgerliche Missionierungsbestrebungen an den Rändern des Urbanen

Der Verein *Wiener Settlement* stellte im Unterschied zur Ottakringer Notstandssiedlung in der Regel keinen Wohnraum für Bedürftige zur Verfügung, er war vielmehr im Fürsorge- und Bildungsbereich tätig. Der 1901 gegründete Verein⁷⁵ bestand bis zur Zwangsauflösung durch den nationalsozialistischen Stillhaltekommissar 1938, nach Kriegsende wurde er 1945 wieder gegründet und löste sich schließlich 2003 auf. Das *Wiener Settlement* verstand sich als Teil der internationalen *Settlements*-Bewegung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ausgehend von London, Bedeutung und Verbreitung erlangte. Die Idee, Niederlassungen von Personen aus dem Bürgertum in ärmeren Vierteln zu gründen und vor Ort Bildungs- und Erziehungsangebote mit sozialer Arbeit zu verbinden, entstand in England, wo die Industrialisierung mit der Umstrukturierung der Wirtschaft, dem enormen Bedarf an Arbeitskräften und der zunehmenden Verstädterung zu einer Proletarisierung großer Teile der Bevölkerung geführt hatte. Die in den Armenvierteln ansässige Bevöl-

kerung sollte durch den Kontakt mit den gebildeten Schichten bürgerliche Werte kennen lernen und dazu erzogen werden. Das Engagement der Siedler*innen war nicht nur vom Bildungsgedanken getragen, eine wichtige Motivation war auch, den drohenden Widerspruch zwischen den sozialen Schichten, dem Bürgertum und den Arbeiter*innen, durch Nachbarschaftsarbeit zu überwinden.⁷⁶ 1884 wurde das erste *Settlement*, die *Toynbee Hall* im Londoner East End, vom anglikanischen Priester Samuel Barnett gegründet. Die Idee des *Settlements* fand internationale Verbreitung: Neben der *Toynbee Hall* zählt das 1889 entstandene *Hull House* in Chicago zu den bekanntesten. Seine Gründerin Jane Addams lernte das Vorbild auf ihren Reisen in Europa kennen.

Settlements sind von ihrer Konzeption her gemeinwesenorientiert und basieren auf der Kooperation von Menschen unterschiedlicher Schichtzugehörigkeit. Der in der *Settlements*-Bewegung entwickelte Ansatz stellt im Übrigen – neben der methodischen Einzelfallanalyse – eine wichtige Wurzel der Konstituierung des Berufsfeldes der Sozialen Arbeit dar.⁷⁷ Eine wichtige Voraussetzung für die Entstehung von *Settlements* in England war das „University Extension Movement“, das, ausgehend von Cambridge und Oxford, seit 1867 Bildung an breitere Bevölkerungsschichten vermittelte.⁷⁸ Im Unterschied zu den britischen *Settlements* waren jene in den USA deutlicher gesellschaftspolitisch orientiert und Keimzellen für soziale Reformbestrebungen. Mit der *Settlements*-Bewegung verbunden war auch die sozialgeographisch vorgehende empirische Stadtuntersuchung, die die Verteilung sozialer Probleme erforschte.⁷⁹

Die *Settlements*-Bewegung war von Frauen dominiert. Wie die britische Historikerin Ellen Ross feststellt, waren Armenviertel im 19. Jahrhundert auf spezielle Weise interessant und anziehend für Frauen des gehobenen Bürgertums. „The poorest urban districts of Britain exerted a magnetic pull on the middle- and upper-class women of the two generations that preceded World War I.“⁸⁰ Weiters waren viele der Aktivist*innen, so Ross, mit verschiedenen Reformbewegungen verbunden.⁸¹ Für Frauen aus der Mittelschicht stellte die Arbeit in den *Settlements* eine willkommene Möglichkeit dar, die bürgerliche Frauenrolle als Zuständige für Haushalt und Familie durch als legitim erachtete wohltätige Arbeit entscheidend zu erweitern. Zudem war es möglich, eine professionelle Position im Feld der Sozialen Arbeit zu erlangen, einem Bereich, wo die Konkurrenz mit Männern aus dem Bürgertum gering war.⁸² Vor diesem Hintergrund ist zu erwähnen, dass *Settlements*-Mitarbeiter*innen in den USA eine wichtige Rolle bei der Institutionalisierung der beruflichen Ausbildung spielten.⁸³ Und nicht zuletzt versprach die Arbeit in den *Settlements* Abenteuer in naher Ferne.

Das *Wiener Settlement* wurde von bürgerlichen Frauen aus dem Umfeld der Frauenbewegung gegründet, Marie Lang⁸⁴ und Else Federn⁸⁵ erhielten den Impuls

dazu bei Aufenthalten in London. Reisen interessierter Personen zu *Settlements* und Aufenthalte in diesen führten zur Verbreitung und zum Erfolg der *Settlement*-Idee.⁸⁶ Stefan Koengeter und Wolfgang Schroeder stellten zudem fest, dass die Attraktivität und Verbreitung der *Settlement*-Idee ideell in der Einbindung in transnationale Netzwerke verschiedener Reformbewegungen wie der Frauenbewegung, der Friedensbewegung oder der Arbeiter*innenbewegung gründete.⁸⁷ Marie Lang, eine der Mitbegründerinnen des 1893 gegründeten *Allgemeinen österreichischen Frauenvereins*, besuchte im Rahmen einer Reise zu einem Abolitionist*innenkongress 1898 das *Passmore Edwards Settlement* in London. Sie war tief beeindruckt und sah die Bedeutung dieser Einrichtung „als Verbindungsglied zwischen den gebildeten und wohlgesinnten Gesellschaftskreisen und der nach Entwicklungs- und Einflußmöglichkeiten strebenden Arbeiterklasse“, wie sie Jahre später schrieb.⁸⁸ Zurück in Wien versuchte Marie Lang, Personen für diese Idee zu gewinnen. Else Federn ließ sich von Langs Ausführungen begeistern und reiste im Sommer 1900 nach England. Sie wurde für einige Monate in einem der ältesten Frauensettlements, dem 1887 gegründeten *Women's University Settlement*, aufgenommen.⁸⁹

Nachdem es Marie Lang und Else Federn gelungen war, zahlreiche Personen aus bürgerlich-liberalen und sozialistischen Kreisen für die Mitarbeit bzw. finanzielle Unterstützung zu gewinnen, wurde 1901 der *Verein Wiener Settlement* gegründet.⁹⁰ In den am 5. Jänner 1901 genehmigten Statuten wird der Zweck des Vereins in der „Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen der besitzlosen und der besitzenden Classe und [der] Hebung des geistigen, körperlichen und sittlichen Niveaus der armen Bevölkerung“ beschrieben. Um dies zu erreichen, sollte ein *Settlement* in einem der „armen und überbevölkerten Bezirke Wiens“⁹¹ errichtet werden. Als wichtigstes Ziel wurde der Brückenschlag zwischen den sozialen Klassen benannt.

Wieso war dies so ein wichtiger Faktor für die Gründerinnen? Die vor allem vom Bildungsbürgertum getragene sozialreformerische Bewegung entstand mit dem erklärten Ziel, in die vorstädtischen Viertel und damit auch die Bewohner*innen zu intervenieren. Der Begriff „Settlement“, der eben Niederlassung meint, verweist auf Parallelen zwischen äußerer Mission bzw. Kolonisierung von fernen Ländern und innerer Mission im eigenen Land/der Stadt:⁹² Ein zentrales Anliegen beider Projekte war die Vermittlung von als „richtig“ erachteten Werten. Die langjährige Leiterin des *Wiener Settlements*, Else Federn, verweist in einer verschriftlichten Rede auf diesen Zusammenhang:

„Settlement“ heißt Niederlassung, Niederlassung in einem fremden Lande. Das war die neue Erkenntnis, welche die ersten Gründer des Settlements in England zu ihrem Thun gezwungen und zu ihrem Erfolg geführt hat, daß

nicht nur jenseits des Oceans ‚Neues Land‘ der Niederlassung wartet, sondern ganz nahe den Stätten der höchsten Civilisation das öde Land beginnt, das noch bewohnbar gemacht werden muß, obgleich viel zu Viele dort wohnen.“⁹³

Die Randzonen der Städte wurden aus der Perspektive der *Settlements*-Aktivistin als „öde“ und „unbewohnbar“ bezeichnet, die dort lebende Bevölkerung als primitiv und kulturlos betrachtet. Anzunehmen ist, dass die vorhandene und gelebte proletarische Kultur vielfach als minderwertig bzw. überhaupt nicht als Kultur wahrgenommen wurde.⁹⁴

Um in den Raum der Vorstadt zu intervenieren, siedelte sich das *Wiener Settlement*, nach ersten Versuchen im 20. Wiener Gemeindebezirk, schließlich in Ottakring an. Der Besitzer der Ottakringer Brauerei Moriz Kuffner stellte dem Verein 1901 ein einstöckiges Haus mit Garten in der Friedrich Kaisergasse 51, gleich neben der Ottakringer Brauerei, zur Verfügung.⁹⁵ Das Haus platzte bald aus allen Nähten: Bereits vor dem Ersten Weltkrieg gab es Pläne für ein neues Haus, der Umzug erfolgte aber erst 1918 in einen bestehenden Häuserblock in der Effingergasse 23, Ecke Lienfeldergasse.⁹⁶

Die Schwerpunkte der Vereinsarbeit waren Kinderbetreuung, Jugendfürsorge und die Arbeit mit Erwachsenen, die inhaltliche Bandbreite reichte von der Beratungs- und Fürsorgearbeit bis hin zu kulturellen und Bildungsveranstaltungen.⁹⁷ Die vielfältigen Angebote konnten von den Besucher*innen gegen ein geringes Entgelt genutzt werden: In den Statuten war vorgesehen, dass grundsätzlich keine Almosen verteilt werden sollten, da dadurch ein Abhängigkeitsgefühl entstehe, was die Begegnung zwischen den verschiedenen sozialen Klassen auf gleicher Ebene erschweren würde.⁹⁸ Das Selbstverständnis des *Settlements* bewegte sich dabei zwischen zwei Gegensätzen: Einerseits bestand der Wunsch, eine Gemeinschaft der Mitarbeiter*innen mit den Besucher*innen herzustellen. Laut Federn wolle das *Settlement* „nicht geben, sondern theilnehmen“, „Heimischsein im District“, „Gemeinsamkeit“ und „vor Allem das Freundschaftsverhältniss [sic] zu den Theilnehmern aus der Arbeiterschicht“.⁹⁹ Andererseits wurde auch ein erzieherischer Anspruch formuliert, der dem widersprach. Hierzu Else Federn, die langjährige Arbeitsleiterin des *Settlements*: „Immer werteten wir die sich uns zuwendenden Menschen als Vollberechtigte und Gleichgestellte. Wir schalteten nach Möglichkeit das entwürdigende Almosen aus, das nur zum Betteln verführt“.¹⁰⁰ In dieser Aussage wird auf der einen Seite die Gemeinschaft beschworen und die ökonomische Differenz benannt, die möglichst ausgeklammert werden sollte, auf der anderen Seite wird ein erzieherischer Grundsatz mitgeteilt: Betteln wurde – im Übrigen nicht anders als heute – als eine Praxis betrachtet, die aus bürgerlicher Sicht nicht gutzuheißen sei. Die Besucher*innen wurden als gleichwertig betrachtet, solange sie sich nicht zu different verhielten. In dieser Aussage wird der ambivalente Charakter sozialer Ein-

richtungen deutlich. Es vermengen sich die Hilfe zur Selbsthilfe und Kontrolle und Erziehung durch Unterstützungsmaßnahmen. Das *Settlement* stellte hierbei keine Ausnahme dar.

Es stellt sich die Frage, wie die Vorstellungen der *Settlements*-Mitarbeiter*innen in Bezug auf die „Entwicklungsperspektive der Klient*innen“ lauteten, um einen Begriff aus der Sozialen Arbeit zu entlehnen: Wie sollte die angestrebte „anständige bürgerliche Lebensführung“¹⁰¹ aussehen? Deutlich wird, dass das Streben nach Bildung und Kultur, Ordnung und Sauberkeit, auch als „Noblesse der Armut“ bezeichnet, positiv gewertet wurden. Abzulehnen war jedenfalls das Betteln, das Sichaufhalten auf der Straße, wozu auch Kinobesuche und Eckenstehen gehörten, der Besuch von Gaststätten, vorehelicher Geschlechtsverkehr, das Herumstreunen und Vagabundieren oder eine verwaarloste Erscheinung. Die Mitarbeiter*innen des *Settlements* setzten mit ihren Angeboten speziell an der weitverbreiteten Praxis der Bewohner*innen der Vorstadt an, den öffentlichen Raum als Aufenthaltsort zu nutzen: Die Nachmittagsbetreuung für Kinder, sowie die verschiedenen Clubs für Jugendliche und Erwachsene sollten auch dazu dienen, den Menschen Treffpunkte jenseits der „Straße“ zu bieten. Die Straße als *Pars pro Toto* für den öffentlichen Raum steht in dieser Vorstellung für einen Ort, der der sozialen Kontrolle entzogen scheint: Das Sichaufhalten auf der Straße wird als Inbegriff eines auffälligen und potentiell abweichenden Verhaltens begriffen, verführt zu lasterhaftem und verwaerlostem Benehmen, kurz, die von der Straße ausgehenden Gefahren bedrohen die bürgerlichen Werte.¹⁰² Dem wollte das *Settlement* entgegenwirken: Durch Bildung, Erziehung und Disziplinierung sollten die Randzonen der Städte zivilisiert werden.

Wie dieses Vorhaben von den Besucher*innen aufgenommen wurde, davon sind kaum Eindrücke erhalten bzw. auffindbar. Die im Rahmen der Projektarbeit geführten Interviews¹⁰³ mit Ingrid Michalek, deren Mutter Josefine Röhl als Kind und deren Großmutter Anna Leitelmayer, geb. Röhl, als Erwachsene das *Settlement* besuchten, und Utta Nehonsky, einer Bekannten von Anna Hammer, die nach dem Ersten Weltkrieg als Achtjährige vom *Settlement* betreut wurde, heben die Relevanz des Bildungsanspruches des *Settlements* für die damaligen Besucherinnen hervor. Beide Interviewpartnerinnen betonen, dass das *Settlement* für ihre Auskunftspersonen derjenige Ort gewesen sei, an dem sie zum ersten Mal mit bürgerlicher Kultur in Berührung kamen: Die durch Literatur, Musik und Theateraufführungen ermöglichte Anregung hätte ihnen neue Fenster zur Welt eröffnet und sei Motivation gewesen, selbst nach Bildung zu streben. Angesprochen wurde in den Interviews auch, dass nur ausgesuchte Personen vom *Settlement* betreut wurden: Mittels Auswahlprozessen sollte gewährleistet werden, dass „passende“ Personen auf-

genommen wurden. Personen bzw. ihre Kinder wurden erst nach ausführlichen Befragungen zu ihrer Lebenssituation, die auch Wohnungsbesichtigungen und das Einholen von Informationen aus der Nachbarschaft einschlossen, in die Betreuung aufgenommen.¹⁰⁴ Der disziplinierende und erzieherische Anspruch des *Settlements* wird hierbei deutlich.

Die gesellschaftspolitische Mission des *Settlements*, zur Versöhnung zwischen den sozialen Klassen beizutragen, stieß nicht auf ungeteilte Zustimmung. Der Dichter Alfons Petzold, ein regelmäßiger Besucher der Einrichtung, hielt in der autobiographischen Novellensammlung „Von meiner Straße“ seine Ansichten fest: Er konnte der Utopie, die „Gegensätze der Klassen durch schöne Handlungen zu überbrücken“,¹⁰⁵ etwas abgewinnen, war jedoch der Meinung, dass, „so lange das Settlement [sic] in den Händen der Bürgerlichen ist, es keine Bildungs- und sozialwirtschaftlichen Erfolge“ haben werde. Petzold sprach in seiner Kritik konkret den Bildungsanspruch des *Settlements* an: Als Bildungseinrichtung habe es keinen Erfolg, da es den Arbeiter*innen mit „bürgerlichen, vermoderten, sittlichen Anschauungen und den Tatsachen fremdesten Anforderungen“ gegenüber trete. Mit seiner Kritik spricht Petzold die sozialen und kulturellen Differenzen zwischen Arbeiter*innenschicht und Bürgertum an und bezieht sich auf die im *Settlement* präsenten Schwierigkeiten, damit umzugehen.

Knapp 30 Jahre nach der Gründung formulierte die langjährige Arbeitsleiterin des *Settlements*, Else Federn, in einem Artikel persönliche Zweifel an dem gesellschaftspolitischen Auftrag der Einrichtung. Aus dem Text wird nicht deutlich, ob sich die Zweifel auf die schwierige finanzielle Situation des Vereins beziehen¹⁰⁶ oder in Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen stehen, die in den vergangenen Jahrzehnten den Systemwechsel von der Monarchie zur repräsentativen Demokratie vollzogen und Wien zu einer sozialdemokratisch regierten Stadt mit einer reformorientierten Kommunalpolitik machten.

„Und da erkannte ich in einer Zeit eigener schwerer seelischer Kämpfe, in der ich an dem Wert unserer Arbeit irre wurde durch ein Gespräch mit einem wohlmeinenden Freund die Aufgabe des Settlements in unserer jetzigen Epoche. Dieser Freund meinte, daß jetzt die Idee des Settlement überholt sei, da ja die Arbeiterschaft die Macht aus eigener Kraft erobert hätte und die bürgerliche Kultur doch nicht erstrebenswert wäre. Mir aber wurde in diesem Augenblicke klar, daß das Settlement an exponierter Stelle stehe, daß es eine der wenigen noch bestehenden Schöpfungen des hochkultivierten freisinnigen Bürgertums sei und daß ihm daher die Aufgabe zufalle, diese Kulturwerte den neu heraufstrebenden Kreisen zu übermitteln; denn Evolution ist größer als Revolution.“¹⁰⁷

Federn, die die inhaltliche Ausrichtung des *Wiener Settlements* über Jahrzehnte hinweg bis zu ihrer erzwungenen Emigration im Jahr 1938 wesentlich bestimmte, hielt an der anfänglichen Idee des *Settlements* fest und war von der Notwendigkeit überzeugt: Die Arbeiter*innenschicht solle durch bürgerliche Einrichtungen zivilisiert werden.

Zusammenfassung

Die beiden im Forschungsprojekt untersuchten Interventionen zu Zeiten der Metropolenwerdung, das *Settlement* und die Notstandssiedlung, reagierten auf die urbanen Veränderungsprozesse um 1900: Sie stellten Versorgungsleistungen für Bevölkerungsgruppen bereit, die von der öffentlichen Hand keine oder nur unzureichende Unterstützung erfahren hatten. Die Einrichtungen entstanden zu einem Zeitpunkt, der, aufgrund von Stadterweiterung und starkem Zuzug, von einer grundlegenden Umgestaltung des städtischen Raumes gekennzeichnet war: Die ausgeprägte soziale Differenzierung bedeutete geringe Berührungspunkte zwischen den sozialen Klassen.

Die 1911 erbaute Notstandssiedlung in Ottakring entstand mit dem Ziel, die Wohnungsnot für arme und kinderreiche Familien im Bezirk zu lindern. Die Stadtregierung plante die Errichtung von Bauten in Ottakring und in Favoriten, den zwei Wiener Bezirken, die aufgrund ihres raschen Bevölkerungswachstums und der verbreiteten Armut paradigmatisch für die Umgestaltung des städtischen Raumes und für die daraus entstehenden Konflikte standen wie auch für die damit verbundenen Vorstellungen und Bilder. Obgleich die Bausubstanz der Notstandssiedlung einen hohen Standard hatte, die Architektur auf gute Licht- und Luftverhältnisse sowie großzügige Freiflächen achtete, erfüllte sie die vor allem in der bürgerlichen Schicht verbreiteten Phantasien und Ängste zum vorstädtischen Raum: Sie galt als Beispiel einer wilden und gefürchteten Armensiedlung. Anhand der Erzählungen über die Siedlung wird nachvollziehbar, wie die gesellschaftliche Ausgrenzung von unerwünschten Phänomenen wie Armut durch Ethnisierung und Kriminalisierung funktioniert. Für die Anwohner*innen und die Bewohner*innen dieses Bezirkes fungierte die Notstandssiedlung als Abgrenzungsmöglichkeit von den auch sie treffenden Zuschreibungen: Die in den Erzählungen über die Veränderungen des urbanen Raumes oft gezogene Grenze zwischen Zivilisation und Slum wurde von den Anwohner*innen mit Bezugnahme auf die Siedlung verschoben und spezifiziert. In dem Maße, in dem sich die Vorstädte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts veränderten, nicht zuletzt durch die Bautätigkeit der Gemeinde Wien, wurde die Notstandssiedlung als Chiffre für Unzivilisiertheit und Kriminalität eingesetzt. Davon zeugt nicht zuletzt auch die

umgangssprachlich verwendete Bezeichnung „Negerdörfel“, die im Übrigen auch für die Bewohner*innen verwendet wurde („Negerdörfler“). Die Erzählung der Differenz wurde auf diese Weise bestätigt und zudem auch räumlich konkretisiert.

Das *Wiener Settlement* hingegen wurde mit dem Anspruch gegründet, den Bewohner*innen der Vorstadt bürgerliche Bildung und Kultur zu vermitteln und auf die Differenz zwischen den sozialen Klassen mithilfe von Bildungsangeboten ausgleichend zu wirken. Gegenüber dem anfänglichen gemeinwesenorientierten Zugang wurde allerdings der Fürsorgeaspekt dominanter: Mittels Auswahlprozessen und erzieherischen Maßnahmen versuchten die Mitarbeiter*innen, jene Personen zu identifizieren, bei denen Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen am erfolgversprechendsten schienen. Das zentrale Kriterium war die Anpassungsbereitschaft an die Erwartungshaltung des *Settlements*. Soweit aus den wenigen auffindbaren Aussagen zu schließen ist, gelang es den Mitarbeiter*innen kaum, die Bewohner*innen der Nachbarschaft als Mitgestaltende am Projekt und nicht als Klient*innen zu begreifen. Es ist wahrscheinlich, dass die Aktivist*innen des *Settlements* davon ausgingen, dass die Vorstadtbewohner*innen kulturlos seien bzw. ihre Kultur mit jener des Bürgertums nicht mithalten könne. Der Missionierungsanspruch, der ganz grundlegend auf einer hierarchischen Konzeption der Überlegenheit fußt und die Erziehung der Bewohner*innen zu zivilisierten Bürger*innen versprach, wurde nicht aufgegeben. Möglicherweise war nicht zuletzt das Beharren auf Distinktion und Differenz notwendig dafür, das Bestehen des *Settlements* in der Wiener Ausprägung weiterhin zu legitimieren.

Beide untersuchten Institutionen traten mit dem Anspruch an, die Lebensverhältnisse im vorstädtischen Raum bzw. die Situation der Bewohner*innen zu verändern. Für beide stellte die hegemoniale Erzählung der hierarchischen Differenz von Zentrum und Vorstadt eine begründende Ausgangsbasis dar, darüber hinaus fungierten beide selber als Differenzmarker in der Wiener Vorstadt. Sowohl für das *Settlement* als auch für die Notstandssiedlung ist festzuhalten, dass diese Erzählung im historischen Verlauf immer wieder aufgerufen wurde. Dem *Settlement* diene das unzivilisierte Bild der Vorstadt als Legitimation für seinen weiteren Bestand. Die Notstandssiedlung stellte sozusagen die Negativfolie des *Settlements* dar: Sie war die Materialisierung der Phantasie der „wilden“ Vorstadt im Bezirk Ottakring. Um städtische Armutsviertel wie diese Siedlung zu reformieren, dazu war das *Settlement* angetreten. Gerade durch die behauptete Differenz wurde die Notstandssiedlung – trotz der großzügigen und relativ komfortablen Architektur – weit über ihr Bestehen hinaus als Chiffre für die Unzivilisiertheit der Vorstadt eingesetzt. Die instrumentalisierte Erzählung der Differenz, exemplarisch am Beispiel der Einrichtungen *Settlement* und Notstandssiedlung dargelegt, bediente demnach auf unterschiedliche Weise das funktionale Bedürfnis nach Distinktion.

Anmerkungen

- 1 Fred Heller, Ottakring. Die Kleinstadt, in: Der Tag, 16.9.1923, 3.
- 2 Vgl. etwa Emil Kläger, Durch die Quartiere der Not und des Verbrechens. Wien um die Jahrhundertwende, Wien o. J. [1987]; Jack London, Die Menschen des Abgrunds, Berlin, 1974 [1903]; Eduard Pötzl, Großstadtbilder. Reportagen und Feuilletons. Wien um 1900, hg. und kommentiert von Peter Payer, Wien 2012; Else Spiller, Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln modernen Großstädte, hg. v. Peter Payer, Wien 2008; Max Winter, Ein Tag in Ottakring, Teil I und Teil II, in: Arbeiter-Zeitung, 16.10.1901, 4–5, und Arbeiter-Zeitung, 22.10.1901, 3–5.
- 3 Das Forschungsprojekt wurde von Maria Mesner, Heidi Niederkofler und Elke Rajal in den Jahren 2014 bis 2016 durchgeführt. Gefördert wurde es vom Sparkling Science–Programm des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft. Die im Rahmen dieses Programms geplante Schulkooperation fand mit dem GRG 16 Maroltingergasse statt. Beteiligt waren die Klasse 5C bzw. 6C und die Lehrerinnen Sigrid Morawec und Sabine Wareyka. Kooperationspartner*innen waren die Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien und das Bezirksmuseum Ottakring, in dem von Juni bis November 2016 die gemeinsam mit den Schüler*innen gestaltete Ausstellung „HILFE! Armut in der Vorstadt. Ottakringer Notstandssiedlung & Wiener Settlement“ gezeigt wurde.
- 4 Von offizieller Seite sind ausschließlich der Gemeinderatsbeschluss zur Errichtung der Bauten und die Pläne der Plan- und Schriftenkammer zur Kanalisation überliefert und keine weiteren Debatten, Baupläne oder andere Dokumente. Protokoll Nr. 18 vom 17. Oktober 1911 der öffentlichen Sitzung des Gemeinderats der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. wienbibliothek im rathaus; Wiener Stadt- und Landesarchiv (WSTLA), Pläne der Plan- und Schriftenkammer, 3.2.2.PS.16.11.
- 5 Aussage von Hannah Landsmann, Leiterin der Abteilung Kommunikation und Vermittlung im Jüdischen Museum Wien, im Zuge eines Workshops im Rahmen des Forschungsprojekts im September 2015.
- 6 Wohnservice Wien (Hg.), Spurensuche in Ottakring. Wiener Geschichte(n) aus erster Hand, Wien 2012.
- 7 Interview mit Paul Vodicka am 2.6.2015, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal; Interview mit Paul Vodicka am 26.11.2015, geführt von Schüler*innen der Klasse 6c; Interviews mit Josef Pöcher am 8.7.2015, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal; Interview mit Gertrude Stika am 17.9.2015, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal. Die Auswahl der Interviewpartner*innen (bezogen auf das gesamte Projekt) orientierte sich an den bestehenden Kontakten der wohnpartner 14_15_16 und des Bezirksmuseums Ottakring und der Bereitschaft der kontaktierten Personen, sich an unserem Projekt zu beteiligen. Alle im Rahmen des Forschungsprojekts durchgeführten Interviews sind im Kreisky-Archiv, Wien archiviert.
- 8 Andreas Witzel/Herwig Reiter, The problem-centred interview. Principles and practice, London 1971.
- 9 Philipp Mayring, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim 2015.
- 10 Elisabeth Malleier, Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts, Wien 2005.
- 11 Edith Glaser, Dokumentenanalyse und Quellenkritik, in: Barbara Friebertshäuser, (Hg.), Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim u.a. 2010, 365–375.
- 12 Winfried Marotzki, (Hg.), Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive, Wiesbaden 2006.
- 13 Vgl. etwa Mark Girouard, Die Stadt. Menschen, Häuser, Plätze. Eine Kulturgeschichte, Frankfurt am Main 1987.
- 14 Erich Bodzenta, Gesellschaft der Vorstadt um 1900, in: Peter Berner u.a. (Hg.), Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne, Wien 1986, 197–204; Gerhard Melinz/Susan Zimmermann, Die aktive Stadt. Kommunale Politik zur Gestaltung städtischer Lebensbedingungen in Budapest, Prag und Wien (1867–1914), in: Gerhard Melinz/Susan Zimmermann (Hg.), Wien, Prag, Budapest: Blütezeit der Habsburgermetropolen. Urbanisierung, Kommunalpolitik, gesellschaftliche Konflikte (1867–1918), Wien 1996, 140–176.

- 15 Bodzenta, Gesellschaft, 197; Wolfgang Maderthaler/Lutz Musner, Vorstadt – die entern Gründ' der Moderne, in: Jahrbuch des Vereines der Geschichte der Stadt Wien 52–53 (1997), 195–228, 210.
- 16 Maderthaler/Musner, Vorstadt, 209 f.
- 17 Alfred Polgar, Geistiges Leben in Wien (1920), in: Alfred Polgar, Taschenspiegel, hg. und mit einem Nachwort von Ulrich Weinzierl, Wien 1979, 96.
- 18 Peter Payer, In den „Schlammvierteln“ moderner Großstädte. Die Journalistin Else Spiller und ihr Buch „Slums“ (1911), in: Wiener Geschichtsblätter 1 (2008), 1–24, 3. www.stadt-forschung.at/downloads/Spiller.pdf (10.11.2016), 4.
- 19 Rolf Lindner, Vom Besucher zum Nachbarn. Eine kurze Passage durch die Geschichte der Liebesarbeit, in: Rolf Lindner (Hg.), „Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land“. Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, Berlin 1997, 15–25, 19.
- 20 Bruno Frei, in: Felicitas Heimann-Jelinek, ... eine prächtige Synagoge. Streiflichter auf die jüdische Geschichte der Leopoldstadt, in: Werner Hanak/Mechthild Widrich (Hg.), Wien II Leopoldstadt. Die Andere Heimatkunde, Wien/München 1999, 45, zit. n. Wolfgang Maderthaler, Pathologie der Großstadt – Geschichten um den Praterstern, in: Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer zur Vollendung seines 60. Lebensjahres, Linz 2004, 829–838, 837. http://www.oogeschichte.at/uploads/tx_iafbibliografiedb/hjstl_2003_04_0829-0838.pdf (10.11.2016).
- 21 Jack London, Die Menschen des Abgrunds, Berlin 1974, 187.
- 22 Ebd., 230.
- 23 Adele Schreiber, Settlements. (Ein Weg zum sozialen Verständnis.), Leipzig 1904, 1.
- 24 Payer, „Schlammvierteln“.
- 25 Alexa Geisthövel/Ute Siebert/Sonja Finkbeiner, „Menschenfischer“. Über die Parallelen von innerer und äußerer Mission um 1900, in: Rolf Lindner (Hg.), „Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land“. Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, Berlin 1997, 27–47.
- 26 Geisthövel/Siebert/Finkbeiner, „Menschenfischer“, 27, 30.
- 27 Maderthaler/Musner, Vorstadt, 208.
- 28 Melinz/Zimmermann, Stadt, 144.
- 29 Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Weinheim 1996, 85 f.
- 30 Wolfgang Hösl/Gottfried Pirhofer, Wohnen in Wien 1848–1938. Studien zur Konstitution des Massenwohnens, Wien 1988, 82 ff.
- 31 Erst in den Jahren des „Roten Wiens“, von 1918 bis 1934, als die Stadt in absoluter Mehrheit von der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei regiert wurde, kam es im Rahmen eines groß angelegten sozialen Wohnbauprogramms zur Errichtung von zahlreichen Gemeindebauten.
- 32 Hösl/Pirhofer, Wohnen, 85.
- 33 Vgl. grundlegend Ulrike Zimmerl, Kübeldörfer. Siedlung und Siedlerbewegung im Wien der Zwischenkriegszeit. Mit einem Vorwort von Roland Rainer, Wien 2002.
- 34 Gerhard Melinz/Susan Zimmermann, Über die Grenzen der Armenhilfe. Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und Budapest in der Doppelmonarchie, Wien 1991, 138.
- 35 Susan Zimmermann, Prächtige Armut. Fürsorge, Kinderschutz und Sozialreform in Budapest. Das „sozialpolitische Laboratorium“ der Doppelmonarchie im Vergleich zu Wien 1873–1914, Sigmaringen 1997, 392.
- 36 Melinz/Zimmermann, Stadt, 161.
- 37 Gemeindeverwaltung Wien 1897, XXVIII, zit. n. Zimmermann, Armut, 389.
- 38 Wolf Rainer Wendt, Geschichte der Sozialen Arbeit 1: Die Gesellschaft vor der sozialen Frage 1750 bis 1900, Wiesbaden 2017, 299–309.
- 39 Melinz/Zimmermann, Stadt, 171; Zimmermann, Armut, 408.
- 40 Malleier, Settlement, 24.
- 41 Wolfgang Maderthaler/Lutz Musner, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900, Frankfurt am Main/New York 1999, 14f; Melinz/Zimmermann, Grenzen, 140. Ob hier ein unmittelbarer oder nur ein indirekter Zusammenhang bestand, kann nicht gesagt werden. Jedenfalls machte es für die Stadtverwaltung Sinn, gerade in jenen Gebieten, wo das Potential für soziale Unruhen am größten war, wohnpolitisch zu intervenieren.

- 42 Hier und im Folgenden: Protokoll Nr. 18 vom 17. Oktober 1911 der öffentlichen Sitzung des Gemeinderats der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. wienbibliothek im rathaus.
- 43 Albert Lichtblau, Wiener Wohnungspolitik 1892–1919, Wien 1984, 85.
- 44 An ihrer Stelle wurde der Franz Novy-Hof erbaut. Vgl. Arbeiter-Zeitung, 24.4.1952, 4.
- 45 Wohnservice Wien, (Hg.), Spurensuche; im Rahmen des Projekts „Melting Pot!“ durchgeführte Interviews mit ehemaligen BewohnerInnen (Interview mit Paul Vodicka am 2.6.2015, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal; Interview mit Paul Vodicka am 26.11.2015, geführt von SchülerInnen der Klasse 6c; Interviews mit Josef Pöcher am 8.7.2015, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal; Interview mit Gertrude Stika am 17.9.2015, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal)
- 46 Vgl. Michael John, Solidarstrukturen in Zinshaus und Quartier – ein informelles soziales Netz? Zur Bedeutung von Nachbarschaft und Milieu im Wien der Vorkriegsjahre, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 92 (1989), 179–205.
- 47 Paul Vodicka, in: Wohnservice Wien, (Hg.), Spurensuche, 10.
- 48 Lichtblau, Wohnungspolitik.
- 49 Franziska Bauer, zit. nach: John, Solidarstrukturen, 190.
- 50 Alkoholkonsum und Alkoholismus unter Arbeiter*innen war Anfang des 20. Jahrhunderts ein viel debattiertes Thema. 1901 wurde in Wien der erste Arbeiter-Abstinentenverein gegründet, weitere Vereine folgten. In sozialdemokratischen Kreisen wurde diese Materie breit besprochen, auch spezifisch zum Zusammenhang zwischen beengten Wohnverhältnissen und Alkoholismus. Siehe bspw. die Rede des stellvertretenden Parteivorsitzenden der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs Otto Bauer, Mieterschutz, Volkskultur und Alkoholismus. Rede, gehalten am 20. März 1928 in der Versammlung der Wiener Ortsgruppen des Arbeiter-Abstinentenbundes in Österreich, Wien 1929.
- 51 Ferdinand Kovarik, Ein „Prolet“ aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, 15 (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien).
- 52 Sauberkeit und Hygiene galten aber auch als Mittel, Ordnung in den überbelegten Wohnungen zu halten, und sollten Schutz vor Krankheiten zu bieten. Vgl. Hösl/Pirhofer, Wohnen, 77 f.
- 53 Ebd.
- 54 Inge Hauptmann, Passauer Tagebuch. März 1944 bis November 1945, Neckermarkt u.a. 2007, 123.
- 55 Oskar Vladyka, „Negerdörf!“ und anderes aus Ottakring, 3 (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien).
- 56 Vgl. Maderthaler/Musner, Vorstadt.
- 57 Man könnte diese bezugnehmend auf Spivak auch als „Othering-Prozesse“ bezeichnen. Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak, The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives, in: History and Theory 3 (1985), 247–272.
- 58 Vgl. Wolf-Dietrich Bukow, Soziogenese ethnischer Minoritäten, in: Das Argument 181 (1990), 423–426, 423.
- 59 Vladyka, „Negerdörf!“.
- 60 Den Erinnerungen mehrerer Bewohner*innen der Siedlung nach hatten jedoch nur ein oder zwei Sinti- oder Roma-Familie(n) in der Notstandssiedlung gelebt. Z.B. Interview mit Paul Vodicka, geführt von Heidi Niederkofler und Elke Rajal am 2.6.2015 in Wien; Wohnservice Wien, (Hg.), Spurensuche, 39.
- 61 Markus End, Die Wirkungsweise der antiziganistischen Vorurteilsstruktur, in: Alte Feuerwache e.V./Jugendbildungsstätte Kaubstraße, (Hg.), Methodenhandbuch zum Thema Antiziganismus, Münster 2014, 24–29, 26.
- 62 Wohnservice Wien, (Hg.), Spurensuche.
- 63 Vgl. http://www.kleinmexiko.de/kmx_ort1.html (10.11.2016).
- 64 Hösl/Pirhofer, Wohnen, 85.
- 65 Zum Konstruktionsprozess der Ethnisierung von Armut und damit verbunden auch von Klassengegensätzen vgl. Etienne Balibar, Der „Klassen-Rassismus“, in: Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg/Berlin 1990, 252 f.
- 66 Gabriele Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring. 1913 bis 2003. Von der Berufsvormundschaft zur Jugendwohlfahrt der MAG ELF, Wien 2002, <https://www.wien.gv.at/menschen/magelf/pdf/90jahre>.

- pdf (10.11.2016). In einer Dokumentenanalyse der Mündelakten des Bezirksjugendamtes Ottakring aus dem einzigen erhaltenen Jahrgang 1922 konnten mehrere Fallgeschichten von in der Notstandssiedlung wohnhaften befürsorgten Kindern und Jugendlichen erarbeitet werden. Wiener Stadt- und Landesarchiv (WSTLA), Mündelakten, Bezirksjugendamt Ottakring 1922.
- 67 Dworschak wurde 1896 in der Steiermark geboren und besuchte die von Ilse Arlt gegründeten „Vereinigten Fachkurse für Volkspflege“. Ab 1917 war sie für das Wiener Jugendamt tätig. Nach 1945 war sie als Sozialarbeiterin und Supervisorin vor allem in der Erziehungsberatung beschäftigt. In die Geschichte der Sozialen Arbeit ging sie als eine der Begründer*innen der Case Work-Methode ein, die sie auch lange Zeit lehrte. Nach ihrer Tätigkeit in der Notstandssiedlung verfasste sie ein erst posthum 2014 erschienenes Buch über ihre dort gemachten Erfahrungen mit dem Titel Dorfgeschichten in der Großstadt. Vgl. Thomas Aichhorn, Zur Biographie Rosa Dworschaks, in: Thomas Aichhorn, (Hg.), Rosa Dworschak: Dorfgeschichten in der Großstadt, Wien, Löcker, 188–192.
- 68 Thomas Aichhorn, „Ich werde zeigen, dass ich es kann.“ Rosa Dworschak im „Negerdörfel“ in Wien-Ottakring, in: Thomas Aichhorn, (Hg.), Rosa Dworschak: Dorfgeschichten in der Großstadt, Wien, Löcker, 7–18, hier 9.
- 69 Die Bewohner*innen der Notstandssiedlung zogen teils in diesen Gemeindebau und teils in andere umliegende Bauten.
- 70 Das „Negerdörfel“ verschwindet, in: Arbeiter-Zeitung, 24.4.1952, 4.
- 71 Ebd.
- 72 Es war einmal ein „Negerdörfel“, Stadt Wien, Offizielles Organ der Bundeshauptstadt, 26.4.1967, Nummer 33, 1.
- 73 Ebd.
- 74 WSTLA, Pläne der Plan- und Schriftenkammer, 3.2.2.PS.16.11.
- 75 Fast zeitgleich wurde in Wien ein weiteres Settlement gegründet, die Jüdische Toynbee-Halle entstand 1900. Vgl. dazu Elisabeth Malleier, Die Jüdische Toynbee-Halle in der Wiener Brigittenau, in: Spurensuche 17 (2006), 104–113.
- 76 Katharina Weber, Toynbee Hall in London, in: Rolf Lindner (Hg.), „Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land“. Die Settlementsbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, Berlin 1997, 51–60, 54.
- 77 Wendt, Geschichte, 341.
- 78 Ebd., 340.
- 79 Charles Booth begann ab 1886 mit empirischen Erhebungen in London, nach seinem Vorbild gestaltete Florence Kelley im Umfeld des Hull House einen „friendly research“ über die soziale Lage der Nachbarschaftsbewohner*innen. Wendt, Geschichte, 350, 396.
- 80 Ellen Ross, Slum Travelers. Ladies and London Poverty, 1860–1920, Berkeley 2007, 1.
- 81 Ross, Slum, 4.
- 82 Malleier, Settlement, 22.
- 83 Wendt, Geschichte, 448.
- 84 Marie Lang, 1858–1934.
- 85 Else Federn, 1874–1946.
- 86 Herbert Scherer, Die Auswirkungen von Besuchen deutscher sozialer Aktivisten im Londoner Settlement „Toynbee Hall“ auf Entstehung und Konzeption der deutschen Nachbarschaftsheimbewegung, London 2004, 25–30, 25. http://www.canonsocialwerk.eu/1929_Salomon/Besuchen%20deutscher%20sozialer%20Aktivisten%20an%20Toynbee%20Hall.pdf (10.11.2016).
- 87 Stefan Koengeter/Wolfgang Schroeer, Variations of Social Pedagogy – Explorations of the Transnational Settlement Movement, in: education policy analysis archives 42 (2013), 1–17, 5–8. Online: <http://epaa.asu.edu/ojs/article/view/1309> (10.11.2016).
- 88 N. N., Marie Lang. Gedenkblatt des Settlement für seine Mitglieder und Freunde, Wien o. J. [1935], 17.
- 89 Else Federn, Settlement in Österreich, in: Dokumente der Frauen 19 (1901), 596–605.
- 90 Aufruf, in: Dokumente der Frauen 22 (1901), 707–708, 708.
- 91 § 2 und 3 der Statutes des „Vereines Settlement (Volksheim)“, in: http://archiv.onb.ac.at:1801/view/action/nmets.do?DOCCHOICE=2917450.xml&dvs=1478775209841~441&locale=de&search_terms=&adjacency=&VIEWER_URL=/view/action/nmets.do?&DELIVERY_RULE_ID=1&divType=&usePid1=true&usePid2=true (10.11.201).

- 92 Geisthövel/Siebert/Finkbeiner, „Menschenfischer“.
- 93 Else Federn, „Das Settlement in Wien. (Nach einem im Brünner Frauenbund von der Arbeitsleiterin des Settlements in Wien gehaltenen Vortrag)“, in: Neue Freie Presse, 24.5.1903, o. S., in: Nachlass Wiener Settlement in der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien, Karton 1.
- 94 Geisthövel/Siebert/Finkbeiner, „Menschenfischer“, 31.
- 95 F., Ein „Settlement“ in Wien, in: Neue Freie Presse, 17.10.1901, 6.
- 96 Else Federn, Unser Settlement. Zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung des Settlements in Ottakring, in: Neue Freie Presse, 14.10.1921, 3–4 (Abendblatt).
- 97 Das Settlement führte als eine der ersten Einrichtungen koedukative Erziehung ein, männliche und weibliche Kinder und Jugendliche trafen sich gemeinsam zum Spielen und Turnen, zu Musikabenden und Theateraufführungen im Haus. Die Arbeit mit den Erwachsenen konzentrierte sich vor allem auf den pädagogischen und geselligen Bereich, dazu zählen etwa die verschiedenen Abendveranstaltungen, die Theatergruppe, die Leihbibliothek, die Trinker-, die Mütter- und die Schwangerenberatung. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete das Settlement mit dem Städtischen Jugendamt, dem 1920 gegründeten Jugendgerichtshof und der Jugendgerichtshilfe, dessen Leiterin Grete Löhr bis 1915 im Settlement tätig, zusammen: Es wurde mit der Übernahme von Schutzaufsichten betraut, ein Vorläufer der heutigen Bewährungshilfe, für straffällig oder „auffällig“ gewordene Jugendliche aus dem 16. und 17. Bezirk. Vgl. Jonathan Kufner, Schutzaufsicht – zwischen totem Recht und reiner Kontrollfunktion? Zugang zur historische Genese der modernen Bewährungshilfe in der Ersten Republik am Beispiel Wiens, in: soziales_kapital. wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit 9 (2013). <http://www.soziales-kapital.at/index.php/soziales-kapital/article/viewFile/280/460.pdf>, 10 (22.10.2017)
- 98 Vgl. Statuten des „Vereines Settlement (Volksheim)“, § 7; Else Federn, Settlement in Österreich, in: Dokumente der Frauen Nr. 19 (1901), 596–605, 599.
- 99 Else Federn, Settlement in Österreich, in: Dokumente der Frauen 19 (1901), 596–605, 604.
- 100 Else Federn, Die Entwicklung der modernen Fürsorge, in: Bund österreichischer Frauenvereine, (Hg.), Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich, von Martha Stephanie Braun u.a., Wien 1930, 87–94, 93.
- 101 Strickstube des Settlement, in: Neue Freie Presse, 16.12.1914, 10.
- 102 Vgl. Otto Rühle, Die Seele des proletarischen Kindes, Dresden 1925; Leo Schidrowitz, Sittengeschichte des Proletariats. Der Weg vom Leibes- zum Maschinensklaven, die sittliche Stellung und Haltung des Proletariats (= Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung in Einzeldarstellungen, Bd. 2), Wien 1926.
- 103 Die Interviews mit Ingrid Michalek und Utta Nehonsky wurden am 27.11.2015 von Kristina Petryshche, Joanna Sala, Magdalena Stefenelli und Sophie Wurzenrainer, Schülerinnen der Klasse 6C, unter Anleitung von Heidi Niederkofler und Elke Rajal geführt.
- 104 Interview mit Ingrid Michalek am 27.11.2015, geführt von von Kristina Petryshche, Joanna Sala, Magdalena Stefenelli und Sophie Wurzenrainer, Schülerinnen der Klasse 6C, unter Anleitung von Heidi Niederkofler und Elke Rajal.
- 105 Alfons Petzold, Von meiner Straße. Novellen aus der Kriegszeit meines Lebens, Warnsdorf-Wien, 165 f.
- 106 Malleier, Settlement, 44.
- 107 Federn, Entwicklung, 93.